Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 24

Rubrik: Spott-Revue

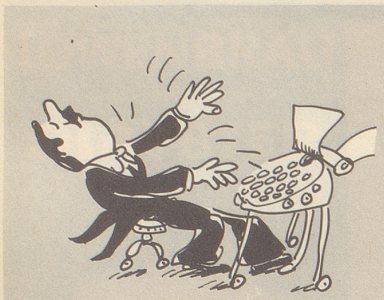
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

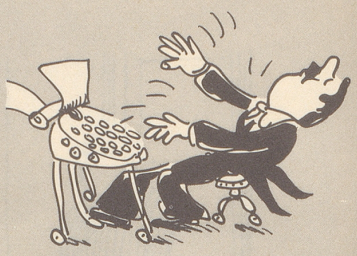
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Spott-Revue

von Max Rüeger

Spott-Revue



Stichworte ...

... Pöbel

Beginnen wir relativ harmlos: vor dem Berner Hauptbahnhof lagen am Pfingstmontag um elf Uhr morgens diverse Alkohol-Leichen. Sie waren leicht zu identifizieren als Zürcher Fußballfans, die einmal die Absicht gehabt hatten, den Cupfinal zwischen dem FC Basel und dem FC Zürich zu besuchen. Drei Stunden vor Beginn des Spiels im Wankdorfstadion sah man Kick-Freunde auf den Stehplatzrampen – sie schleppten ganze Batterien von Bierflaschen mit sich, und Fernsehkommentator Jean-Pierre Gerwig formulierte in der Direktübertragung den Satz: «Neben den 45 000 Zuschauern sind hier im Stadion auch diverse Promille anwesend.»

Nun, der Schweizer Cupfinal wikkelte sich dennoch in zivilisiertem Rahmen ab. Irreguläre Szenen waren nicht zu vermerken, auch diejenigen, die dem schäumenden Gerstensaft zusprachen, benahmen sich kontrolliert-enthemmt.

Am 24. Mai hingegen, im Stadion von Barcelona, diskreditierten rund 20 000 schottische Schlachtenbummler (die Bezeichnung ist ein Aberwitz in sich) anläßlich des Endspiels im Cup der Cupsieger zwischen Glasgow Rangers und Dynamo Moskau die Gattung Fußballfan. Als besoffene Horde richteten sie nicht nur im Stadion, sondern auch in Hotels Zerstörungen an, sie überfluteten mehrfach den Platz, es gab, als trostlose Bilanz, schließlich einen Toten und über 150 Verletzte. 97 Zuschauer und 8 Polizisten mußten ins Spital überführt werden, weitere 51 Personen konnten nach ambulanter Behandlung entlassen werden.

Die Spitzenfunktionäre des internationalen Fussballs waren schokkiert, Glasgows Bürgermeister John Mains verurteilte das Verhalten des nach Spanien eingeflogenen Pöbels: «Es ist schändlich und unglücklich, daß Männer sich so benehmen und einen ehrenhaften Club in seiner Stunde des Triumphs derart in Verruf bringen können.»

Aber die Tatsache, daß das Spielfeld gestürmt wurde, daß Sportfreunde mit Bierflaschen auf Ordnungshüter einschlugen, ist auch mit nachträglichen Erklärungen nicht vom Tisch zu wischen.

Hunderte von Schotten, die Ferienaufenthalte für den Sommer in Spanien gebucht hatten, stornierten nach den Vorfällen am 24. Mai ihre Arrangements mit der Begründung, sie würden sich schämen.

Diesen Hundertschaften ist es immerhin zu danken, daß man nicht in Versuchung gerät, Pauschalurteile nach Paß zu fällen. Daß man jedoch damit rechnen müßte, im Falle einer entsprechenden Paarung auch bei uns auf unerzogene und alkoholisch aufgepeitschte Chartermassen gefaßt zu sein, stimmt in höchstem Grade bedenklich.

Wenn aktive Sportler nur noch durch Drahtgitter von Fanatikern geschützt werden können, wenn Schiedsrichter unter Lebensgefahr ihres Amtes walten, stellt sich doch die an sich sinnlose Frage nach dem Sinn solcher Manifestationen.

... Arroganz

Hat sich in Barcelona ein Teil des Publikums vor den Akteuren blamiert – blamierte sich in einem andern Fall ein Akteur vor seinem Publikum: «Wünsch-Dir-was»-Showmaster Dietmar Schönherr, eh nicht mit allzuviel Charme ausgestattet, seitdem er sich verkniffener Progressivität verschrieb, reagierte auf öffentliche Kritiken an seinem Tun mit dem Satz: «Den Arschlöchern, die mich kritisieren, möchte ich am liebsten in die Fresse hauen.»

Der Mann hat, das sei hier mitgeteilt, seinen Beruf verfehlt. Wer eine Show leitet, die vor zig Millionen in drei Ländern gezeigt wird, gezeigt wird an Samstagabenden und deklariert als «Familienspiel», muß sich negativen Aeußerungen stellen können. Es scheint mir – auch moralisch – unstatthaft, *die* Unterhaltungszeit im Fernsehen zu beanspruchen und sich mit ordinären Formulierungen als beleidigte Star-Leberwurst zu gebärden. Zwar hat das Samstagabend-Publikum nicht immer recht, wenn es, in trägem Entspannungsbedürfnis, nur nach buntem Melodien-Schnickschnack oder deftigem Schwankvergnügen schreit. Exponierte Experimente – warum nicht? Denkanstöße im Pantoffelkino – wieso nein? Wer Neues wagt, wird stets Altes zu hören bekommen. Schock darf sein – auch ohne Rudolf.

Aber es gilt doch da der Grundsatz vom kalkulierten Risiko. Und je größer das Risiko – um so höher der Anspruch auf Souveränität. Dietmar Schönherr, der im übrigen recht kräftig von seinem Progressisten-Image profitiert, benahm sich wie ein kleinkarierter Bünzli, wie ein Laiendarsteller, der vergrätzt ist, weil er auf der Dorfbühne nicht die Hauptrolle spielen darf. Wo er doch erwiesenermaßen so begabt sei.

Und vor allem: auch Prominente sind von minimer Höflichkeit nicht entbunden. Wer die Vierzigergrenze überschritten hat, darf sich im Scheinwerferlicht nicht mehr als militanter Rüpel aufführen. Hier grenzen Jahrringe Kreise ab. Und der Fluch der Lächerlichkeit lastet plötzlich auf Schultern, die eigentlich Fortschrittlichkeit zu tragen hätten. Da wäre – unter dem Stichwort Arroganz – im weitern von einer Dame zu berichten, die den Ruf genießt, absoluter Weltstar zu sein. Ich meine Marlene Dietrich. Die «schönste Großmutter der Welt», der «Blaue Engel» – sie schnippt mit dem Finger und die Impresarios kriechen zu Kreuze.

Aber selbst eine Dietrich hat sich an gewisse Spielregeln zu halten. Wenn sie für eine Show eine sechsstellige Summe kassiert – bitte, warum nicht. Gagen, die bezahlt werden, darf man nie demjenigen anlasten, der sie fordert – sondern höchstens denen, die sie akzeptieren. Frau Dietrich hat jedoch jüngst für eine Aufzeichnung des französischen, italienischen und deutschen Fernsehens auch gleich den ganzen technischen Stab ihres Clans zur Bedingung gemacht. Oberbeleuchter, Maskenbildner, Tonmeister, Garderobieren – dazu einen Regisseur wie Orson Welles oder Claude Lelouche – und obendrein die Klausel, jeden Bildschnitt persönlich überwachen zu dürfen und die Sendekopie nach zweimaliger Ausstrahlung für sich behalten zu können – da werden Grenzen gesprengt, die gezogen bleiben müssen.

So gut ist auch Marlene Dietrich nicht, daß sie sich so schlecht benehmen könnte.

Und so gut ist auch Hans Günter Winkler nicht, daß er sich so schlecht benehmen könnte.

Winkler, sie wissen, ist Deutschlands Springreiter-As Nummer eins. Für die olympischen Spiele in München hat er sich, wie seine Konkurrenten, sportlichen Ausscheidungs-Prüfungen zu unterziehen. In dieser Sparte verblassen goldene Auszeichnungen zu Recht sehr schnell. Winkler aber mied die ersten Konfrontationen mit seinen (jüngeren) Rivalen, er, der sportliche Erfolge nachdrücklich in geschäftlichen Profit umzumünzen weiß, bezieht finanzielle Unterstützung durch die Sporthilfe – als einziger deutscher Springreiter. Er, der sich so gerne als Gentleman im Sattel bewegt, scheut sich nicht, sich in die Niederungen des Schmiergeldadels zu begeben und selbst den allerspärlichsten Resten olympischer Fairness ins faltige Gesicht zu schlagen.

Dabei allerdings verlor Hans Günter Winkler sein Gesicht.

Ein Herrenreiter, der kein Monsieur mehr ist ...

... Kitsch

Man ist sich ja von den Damen und Herren des Jet Set einiges gewöhnt. Und im Spektrum der Presse leben diverse Organe davon, daß sie ihren Lesern belangloses Geplauder aus prominenten Mündern vermitteln. Wer da wieder mit wem in welchem Club eine heiße Nacht durchtanzte, wo wann man wen an welchem Sandstrand kichernd herumtollen sah, welches Königshaus in den Grundfesten erschüttert scheint infolge einer Liaison zwischen Erbe und Photomodell.

Auch in diesem Sektor gibt es Namen, die kommen und gehen – ebenso wie Namen, die bleiben.

Zum Beispiel Jackie Bouvier-Kennedy-Onassis.

«Ich bin zum Schluß gekommen, daß man vom Leben nicht allzuviel erwarten darf», meinte die Reeders-Gattin kürzlich.

Und einem Interviewer schilderte

BOURGOGNE
PIAT
CLOS DE VOUGEOT
Import: A. Schlatter & Co. Neuchâtel

sie bewegt den harten Berufsstreß, den sie einstmals als Reporterin zu erdulden hatte.

«Ich mußte am Tag ein und dieselbe Frage an sechs Personen richten und sie dabei photographieren. Das hat mich viel gelehrt – eben, daß man nicht zuviel erwarten soll und nichts als gegeben hinnehmen soll.»

Ich möchte nicht snobistischer Ueberheblichkeit geziehen werden. Aber ich denke, es gibt Millionen Leser, die solchen Quatsch als bare Münze kaufen.

Einfache Leute im Sog von unverhofften Millionen – Millionenleute mit dem Hang zum einfachen Dasein – das rührt zu Tränen und stabilisiert die Auflage.

Und man muß sich doch zugegebenermaßen selber an der Nase nehmen, daß man nicht aufschluchzt, so man die Meldung liest, Jackie hätte ihren Aristoteles erstmals in ihrer nun mehr als dreijährigen Ehe öffentlich geküßt.

Nicht nur Klatsch-Journalisten verfallen nostalgischem Getue.

... Gewalt

Es rattern Maschinengewehre auf dem Flughafen Lod von Tel Aviv. Es explodieren Bomben in Verlagshäusern, in Autos von Richtern. Man schießt amerikanische Präsidentschaftskandidaten zusammen. Piloten werden Pistolenläufe zwischen die Schulterblätter gedrückt und damit Maschinen zu Kursänderungen gezwungen. Was Stadtguerillas in Südamerika längst praktizieren, findet – vorläufig – theoretischen Niederschlag auch bei uns. Deutsche Großstädte zittern vor Bombendrohungen. Kidnapping grassiert. Telefonanrufe bei der Polizei genügen, um in Zürich Theatervorstellungen abrupt zu unterbrechen.

Was vor kurzem noch Diskussionsstoff war, ist heute Sprengstoff. Die einen trösten sich und die Umwelt lendenlahm damit, daß es sich nur um winzig kleine Minderheiten handle, die sich Gewalt als Mittel zur politischen Auseinandersetzung zu eigen gemacht habe.

Andere pinseln das Gespenst weitverbreiteter Kriminalität unter ideologischer Flagge in Schlagzeilenform auf die Titelseiten.

Radikal von links.

Radikal von rechts.

Respektive rechter Radikalismus wird durch linken Radikalismus gerechtfertigt.

Und umgekehrt.

Was immer bleibt: die Gewalt.

Die Toleranzschwelle ist mehr als gereizt. Das Wort vom In-die-Hände-Spielen von da nach dort oder von dort nach da – es geistert durch Gespräche und Kommentare. Gewalt ruft Gewalt – geopfert wird die Vernunft.

Und über vielem ist Amerikas unseliger Vietnam-Krieg. Sind die Bomben auf Wohnviertel im Norden.

Man fühlt sich langsam hilflos. Man wagt nicht mehr zu argumentieren. Denn nackter, kalter Mord killt nicht nur Menschen – er killt auch Gedanken.

Es ist nicht mehr möglich, Unbotmäßigkeiten, entsprungen aus verknorxtem Idealismus, zu rechtfertigen. Zerfetzte Autos, getötete Menschen, eingestürzte Hausfassaden – die Macht der Gewalt droht die Macht der so notwendigen Diskussion endgültig zu besiegen.

Dabei gibt es keine Sieger.

Es gibt nur Verlierer. Verlierer sind wir alle, die wir bereit wären, Fehler zu erkennen und daraus Folgerungen zu ziehen. Diese Bereitschaft zur Besinnung ist verbreiteter als die Bombenbastler eingestehen. Eingestehen wollen und eingestehen können – denn solche Einsicht entzöge ihnen ja die Basis ihres hirnverbrannten, wahnwitzigen Tuns.

Stichwort Gewalt. Da wurde nichts neues formuliert. Das haben sie, liebe Leser, schon vielerorts gedruckt vorgefunden oder gesprochen mitgehört.

Das ändert jedoch nichts an der Bitternis der Erkenntnis, daß offenbar die Gesetze menschlicher Achtung – die ja auch das Gespräch beinhalten – verhöhnt werden von Verbrechern, die noch die Kühnheit aufbringen, sich als Partner anzubieten.

Gewalt gegen Gewalt also?

Wer das fordert, macht es sich zu einfach.

Aber – leider – wer das ablehnt, wird heute desavouiert durch Verbrecher.

Ist es wirklich das Schicksal menschlicher Toleranz, durch ihre eigenen Charakteristiken ad absurdum geführt zu werden?

Pünktchen auf dem i

öff

LOTTERIE IN LOD

Der Zufall wollte es, daß unser dreiwöchiger Aufenthalt in Israel eingeklammert war von zwei dramatischen Ereignissen auf dem Tel-Aviver Flughafen Lod. Auf dem Hinflug trafen wir gerade in Tel-Aviv ein, als die eine knappe Stunde zuvor im Handstreich befreiten Sabena-Passagiere sich enthusiastisch vor den Fernsehkameras über die tollkühne Befreiungsaktion der israelischen Armee äußerten. Den Rückflug traten wir an, wenige Stunden nach dem mörderischen Geschehen, das als «die Blutnacht von Lod» in die Geschichte der internationalen Zivilluftfahrt eingehen wird. Wer nun geglaubt hätte, die Kontrollen, Gepäcksdurchsuchungen, Leibesvisitationen wären nach dem Massenmord des Vorabends bei *allen* Fluggesellschaften (nicht nur bei der für ihre Gründlichkeit bekannten EL AL) noch schärfer als je, sah sich getäuscht. Zwar mußten wir, weil wir zwei Stunden vor der check-in-time mit einer Inlandmaschine aus dem Süden Israels angekommen waren, stundenlang auf die Abfertigung warten. Aber dann ging alles relativ schnell. Kein Koffer mußte geöffnet werden, weder die unsrigen noch diejenigen unserer Mitreisenden. (Obwohl keine 24 Stunden vorher die mehr als 20 Menschen den Tod bringenden Waffen ebenfalls im Reise- und nicht im Handgepäck versteckt waren.) Auch das auf manchen Flughäfen übliche Identifizieren der Gepäckstücke vor Besteigen des Flugzeuges fand nicht statt. Die Maschine landete zwar sanft und ohne Zwischenfall in Zürich. Aber ganz kann man sich des Eindrucks doch nicht erwehren, daß auch nach dem Massaker von Lod für die Fluggesellschaften ungerührt noch immer Profitdenken vor Sicherheit steht. Denn wo steht geschrieben, daß nur die Flughäfen des Nahen Ostens «gefährdet» sind, Kloten hingegen ein «sicherer» Bestimmungsort ist? Kloten wurde von arabischen Terroristen immerhin schon mehrmals für ihre Zwecke «auserwählt». Solange das Hauptziel der Fluggesellschaften darin besteht, sich in von ihren Werbeberatern ausgeheckten Anzeigenkampagnen über unübertrefflich delikates Essen an Bord, charmante Hostessen usw. gegenseitig zu übertrumpfen, werden die Verbrechen im Zusammenhang mit der Zivilluftfahrt kaum gestoppt werden können.

UHU